

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 139.

Freitag, 18. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

Hanna schien noch immer unschlüssig zu zaudern, aber er ließ nicht nach, in sie zu dringen, und endlich glaubte sie seiner sicher genug zu sein, um das Anliegen vorzubringen, dem zuliebe sie nun schon seit Tagen ihr Lotetiez Spiel mit ihm getrieben.

„Es ist die Sorge um einen mir nahestehenden Menschen, die mich bedrückt — die Sorge um einen Verwandten, der ohne sein Verschulden ein Opfer unglücklicher Verhältnisse geworden ist. Ich kann Ihnen seinen Namen nicht nennen, und dieser Name hat auch nichts zu schaffen mit dem, worauf es für mich ankommt. Denn es handelt sich einzig darum, diesem Unglücklichen zu einer Flucht in das Ausland zu verhelfen. Er ist hier durch seine Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit in eine fatale Kriminalsache verwickelt worden, und er muß stündlich darauf gefaßt sein, daß man ihn verhaftet. Eine Flucht, die er unter seinem Namen anträte, würde ihn wahrscheinlich nicht weit gelangen lassen; um aber unter einem anderen Namen zu reisen, fehlt es ihm an dem Notwendigsten, an den erforderlichen Papieren. Man hat ihm gesagt, daß es nicht besonders schwierig sei, solche zu beschaffen, aber er ist wohl zu ungeschickt und zu wenig bewandert in solchen Dingen, um es zu versuchen. So muß er denn seinem Verhängnis entgehen, vor dem ich ihn so gern bewahrt sähe.“

Mit ernster Miene hatte Hartmann ihr zugehört. „Das ist allerdings eine bedenkliche Geschichte, mein Liebes Fräulein“, sagte er. „So leicht, wie man es Ihrem Verwandten dargestellt hat, ist die Beschaffung solcher Papiere durchaus nicht.“

„Aber Sie haben ja selbst schon erzählt, daß es Ihnen ohne Schwierigkeiten gelungen ist, auf solche Art Ihren Verfolgern zu entgehen.“

„Ja — allerdings. Allein was man für die eigene Rettung wagt, riskiert man nicht ohne weiteres für einen anderen. Welches würde denn mein Lohn sein, Fräulein Hanna, wenn ich Ihnen behilflich wäre, Ihren Verwandten glücklich über die Grenze zu bringen?“

„Ist das uneigennütziges Freundschaft, Herr Hartmann, die sich vorher ihres Lohnes versichert? Ich würde ja freilich schon, daß man dergleichen von keinem Mann erwarten darf.“

Er gab sich den Anschein, seine unbedachte Frage schon wieder zu bereuen. „Verzeihen Sie, es war nicht so gemeint. Ob Sie mich für meine Dienste später belohnen oder nicht, soll ganz in Ihr Belieben gestellt sein. Jedenfalls bin ich glücklich, daß Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben, und ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um es zu rechtfertigen. Wollen Sie mich mit Ihrem Verwandten bekannt machen, damit ich weiß, wie ihm zu helfen ist?“

„Das ist unmöglich. Wenn Sie mir Ihren Beistand leihen wollen, kann es nur auf andere Weise sein. Sie sagten, daß es Leute gibt, die sich mit der Herstellung von Ausweispapieren befassen, und alles, was ich von

Ihnen erbitte, ist, daß Sie mir einen solchen Mann zu führen.“

„Das dürfte sich leider kaum tun lassen. Denn Sie begreifen, daß man in solchen Dingen mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen muß. Man kann diese Leute nur in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen, und die Orte, an denen sie sich aufhalten, sind zumeist nicht für den Besuch einer Dame eingerichtet.“

„O, ich würde keinen Anstoß daran nehmen, und was hindert Sie, mich zu begleiten, wenn Sie vermuten, daß mir etwas zustossen könnte?“

Er fügte sich endlich mit scheinbarem Widerstreben ihrem Willen. „Gut denn“, sagte er. „Ich will es versuchen. Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, ist die Sache sehr dringend?“

„Sie ist so dringend wie möglich. Jeder gewonnene Tag, jede gewonnene Stunde würde für meinen Verwandten von unschätzbarem Werte sein.“

„Ich werde also unverzüglich meine Erkundigungen einziehen. Wenn es mir gelingt, den Mann, den ich im Auge habe, sogleich zu finden, können Sie noch heute abend mit ihm reden.“

„Ich würde Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein.“

Es war beinahe wie ein Aufleuchten von Bärtlichkeit, was er in ihren Augen sah. Noch einmal wagte er es, sie zu umfassen und an sich zu ziehen, aber Hanna mußte sich mit sanfter Gewalt der beabsichtigten Liebkosung zu entziehen.

„Nicht so!“ sagte sie leise und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Aber die Genugtuung, die ihr Herz erfüllte, würde sich mit einer Empfindung großer Unruhe gemischt haben, wenn sie das eigentümliche Lächeln gesehen hätte, das um Hartmanns Lippen spielte, während er ihr nachblickte.

Das Mittagessen im Wendrinerischen Hause verlief wie gewöhnlich. Hartmann war von liebenswürdigster Unbefangenheit, und auch Hanna verriet nichts von der Ungeduld, die sie verzehrte. Geflissentlicher noch als sonst vermied sie es, mit Paul Grevenberg zu sprechen, oder auch nur einen Blick mit ihm zu tauschen. Schweigsam, wie er erschienen war, zog sich der ehemalige Kassierer nach beendeter Mahlzeit zurück. Hanna machte sich an dem im Zimmer stehenden Glaschrank zu schaffen, und jetzt fand Bruno Hartmann Gelegenheit, ihr unbemerkt einige Worte zuzusüßeln.

„Es ist alles in Ordnung. Wenn Sie wollen, können wir den Mann heute abend aufsuchen. Aber ich sage Ihnen noch einmal: es ist kein angenehmer Ort, an den ich Sie führen muß.“

„Das ist einerlei“, gab sie ebenso leise zurück. „Wir können uns um acht Uhr an dem Kiosk im Stadtgarten treffen, denn ich möchte nicht, daß man uns zusammen von hier fortgehen sieht.“

„Ich wende pünktlich zur Stelle sein“, erwiderte er und wandte sich mit heiterster Miene Herrn Wendiner zu. —

Als Hanna sich zur verabredeten Zeit dem Stioß näherte, sah sie Hartmann dort bereits wartend auf und nieder gehen. Er schlug vor, eine Droschke zu benutzen, da das Ziel ihres Weges ziemlich entfernt sei, aber er sträubte sich nicht, als sie den Wunsch aussprach, lieber mit der Straßenbahn zu fahren.

Es war in der Tat nicht gerade das beste Stadtviertel, in welchem sie den Wagen verließen, und Hanna erinnerte sich nicht, jemals die einsame Straße betreten zu haben, in die ihr Begleiter sie führte. Aber sie beroute trotzdem keinen Augenblick, sich auf dieses Abenteuer einzulassen zu haben. Vor einem Hause, aus dessen verhängten Kellerfenstern heller Lichtschein auf die Straße hinausfiel, blieb Bruno Hartmann stehen.

„Wir sind am Ziel“, sagte er. „Aber ich muß Sie nun für einen Augenblick allein lassen, denn durch den vorderen Eingang können wir zusammen das Lokal nicht betreten, und ich muß erst mit dem Wirt Rücksprache nehmen, daß er uns seine Wohnstube überläßt. Werden Sie sich auch wirklich nicht fürchten?“

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf, und Hartmann stieg vorsichtig die ausgetretenen Stufen der steilen Kellertreppe hinab.

Die Zeit des Wartens wurde Hanna recht lang; aber endlich tauchte Hartmann wieder aus der unterirdischen Tiefe empor und bot ihr den Arm.

„Sie müssen mir erlauben, Sie zu führen, denn der Weg, den wir gehen müssen, ist nicht von der besten Art.“

Sie fühlte sich jetzt so ganz auf ihn angewiesen, daß sie nicht zögerte, ihre Hand auf seinen Arm zu legen. Durch den schlecht beleuchteten, schmutzigen Torweg führte er sie auf einen beinahe ganz finsternen Hof, der mit allen möglichen Dingen angefüllt schien, so daß es für einen Unkundigen in der Tat nicht ganz leicht war, sich zwischen diesen Kisten und Wagen und übelriechenden Fässern durchzufinden. Trotz aller Aufmerksamkeit hatte Hartmann es nicht verhindern können, daß sie in einige tiefe Wasserlachen trat, und daß ihre feinen Stiefelchen ganz durchnäßt waren, ehe sie bis an den hinteren Eingang des Kellerlokals gelangten.

Hanna stützte sich fest auf ihren Begleiter, als sie, nun doch von einer leisen Empfindung der Angst beschlichen, die finstere Treppe hinabstieg. Eine unangenehm muffige Luft schlug ihr entgegen. Aber die Szene gewann ein wesentlich freundlicheres Ansehen, als Hartmann die Tür öffnete, deren Klinke er vorsichtig tastend hatte suchen müssen.

Das Zimmer, das vor ihnen lag, machte einen ganz wohligen und behaglichen Eindruck. Ein grün überzogenes Sofa, ein ovaler Tisch, über dem eine milchleuchtende Petroleumlampe von der niedrigen Decke herabhing, und ein paar Öldruckbilder in geschmacklosen Goldrahmen ließen erkennen, daß dies die gute Stube des Gastwirts sei. Die zu den vorderen Räumlichkeiten führende Glastür war mit einer Gardine verhängt. Als sie geöffnet wurde, um einen neuen Ankömmling einzulassen, gewann Hanna für einen Moment Einblick in ein langgestrecktes, ganz von dichtem, graublauem Tabakqualm erfülltes Gemach, in welchem eine große Anzahl von verdächtig aussehenden Männern und Weibern an den unpolierten Tischen saß.

Noch weniger ermutigend als das Bewußtsein dieser unheimlichen Nachbarschaft wirkte auf Hanna der keineswegs Vertrauen erweckende Anblick des schlecht gekleideten Menschen, der sich über die Schwelle schob.

Es war ein kleiner, stark verwachsener Mann mit magerem, fleckigem Gesicht, einer richtigen Galgenphysiognomie, die dadurch nicht einnehmender wurde, daß er die fein gekleidete junge Dame mit einem widerwärtig vertraulichem Grinsen anlächelte.

Hanna mußte sich Gewalt antun, um den Gruß des Menschen zu erwidern, und als er sich ohne alle Umstände auf dem Sofa niederließ, rüchte sie unwillkürlich

mit ihrem Stuhl ein wenig zur Seite, als fürchte sie, daß er mit ihrem Kleide in Berührung kommen könnte.

„Na also, was gibt's denn?“ fragte er, sich an Bruno Hartmann wendend. „Das Fräulein will eine linke Fleppe haben? Dazu kann schon Rat werden, wenn's an der nötigen Pie nicht fehlt. Sie wissen ja, daß ich nicht der schlechteste Schachwener bin.“

Matlos sah Hanna zu ihrem Begleiter hinüber, denn sie verstand keinen von den sonderbaren Ausdrücken des Mannes. Bruno Hartmann forderte ihn denn auch mit einem Lächeln auf, sich einer etwas deutlicheren Redeweise zu bedienen, ein Verlangen, das den Mann mit einigem Erstaunen und durchaus nicht mit gesteigerter Hochachtung für seine junge Auftraggeberin zu erfüllen schien.

„Meinetwegen!“ brummte er. „Also einen Paß wollen Sie haben?“

„Ja!“ sagte Hanna, „einen Paß und einen Geburtschein. Sie müssen auf einen bestimmten Namen lauten, und hier sind die Angaben, die sich darauf befinden müssen.“

Hanna zog einen kleinen Zettel hervor, den sie zusammengeschaltet im Handschuh getragen. Das Gesicht des Budligen aber hatte sich in bedenkliche Falten gelegt.

„Eine Fleppe auf einen bestimmten Namen? Das ist nicht so leicht zu machen, wie Sie sich denken. Wenn es gewöhnliches Geflüder — ich meine, wenn es Legitimationspapiere auf einen beliebigen Namen sein könnten, würde ich's rasch und billig machen können. Warum soll's denn durchaus ein bestimmter sein? Der eine linke Schenkel ist doch so gut wie der andere.“

(Fortsetzung folgt.)



Gerade wie ein Dach vor dem Wetter schützt, ein Deich vor der Überschwemmung, so schützt auch unsere Armee unsere Produktivität in ihrem ganzen Umfang. Bismarck

Der 1. September 1914 in Compiègne.

Der Konservator des Schlosses von Compiègne, Gabriel Mourey, der seine Tagebuchaufzeichnungen vom Beginn des Krieges im „Temps“ veröffentlicht, kommt im weiteren Verlauf seiner Schilderungen zu der Befehung durch die Deutschen, die den Engländern auf dem Fuße folgten. Seine Darstellung ist eine echte Leistung französischer Geistes; was er an Tatsachen mitteilt, kann einem einigermaßen vernünftigen Beurteiler nur Hochachtung einflößen vor der Haltung und der Disziplin und auch vor der Rücksichtnahme eines in einem beispiellosen siegreichen Vormarsche befindlichen Heeres, aber der gallische Hochmut und Kulturdünkel kommt so unverhüllt zum Ausdruck, daß manche Stellen dieses Berichtes von ergößlichster unfreiwilliger Komik sind. Am 31. August ziehen die Deutschen in Compiègne ein. Oben hatte sich noch das Gerücht verbreitet, der Feind wäre zurückgeschlagen, die Leute sind zusammengelaufen, da ertönt ein Schrei: „Da sind sie!“ Im Nu sind Männer, Frauen und Kinder verschwunden, der Platz ist frei, und von allen Straßen her rüden Massen heran. „In dem Schweigen hört man nur noch das Geräusch der klappernden Hufe auf dem Pflaster. Wir beeilen uns, zum Schlosse zurückzukehren. Von allen Seiten kommen Massen hervor. Sie reiten zu Zweien, die Spitzen ihrer Lanzen liebenswürdig auf uns gerichtet, den Revolver in der Faust. Trotzdem würden wir, wenn sie sich nicht mit ihren Kehllaute Befehle zuriefen oder in den Steigbügeln aufsprühten, um plötzlich ihre Pferde ein Stück vorzutreiben, ihren Anblick nicht so wild finden. In dem Augenblick, wo wir auf dem Schloßplatze ankamen, hält ein Kraftwagen vor dem Gitter. Unter einem sehr niedrigen Verdeck erkenne ich in den Wagen zurückgelehnt zwei Offiziere. Ein anderer sitzt bei dem Wagenführer. Er ist mit einer hohen Pelzmütze bedeckt, trägt einen halbblonden hochblonden Bart und zeigt lächelnd seine tadellosen Zähne. Es gleicht einem Mongolen der komischen Oper, „Sind Sie des

Konservator dieses Schlosses?" fragt er mich, mit der Hand grüßend. „Ich bin es; die Kunstschätze, die es bewahrt, sind in meiner Hut, und ich habe das volle Vertrauen, daß Ihnen wie den Bewohnern kein Schaden geschieht.“ „Sie haben recht, mein Herr, ich danke Ihnen.“ Er reicht mir seine Hand, die mit roten Handschuhen bedeckt ist. Ein Blick . . . Ich zögere und gebe ihm die meine. Niemals werde ich das Lächeln dieser Raubtierzähne noch die blutige Farbe dieser Hand vergessen, deren Druck ich erfahren mußte.“ Nach dieser liebenswürdigen Begrüßung verfällt der tapfere Konservator in Betrachtungen darüber, ob er, wie er einen Augenblick erwog, den deutschen Offizieren den Eintritt in das Schloß mit Gewalt hätte verwehren müssen; aber was sollte es helfen, er bleibt schließlich vernünftig und läßt die wilden Kämpfe, die er durchmacht, immer in seinem Inneren austoben. Die Nacht verbringt er, während die Deutschen unten unter dem Gesange der „Wacht am Rhein“ vorüberziehen, mit seiner Frau am Fenster hockend und sieht durch die Ritzen der Rolousien „die verfluchte Herde der Barbaren“ auf ihrem Wege nach Paris vorübermarschieren. Nachdem er einige Stunden Schlaf — „o welchen Schlaf!“ — gefunden hat, meldet sich in aller Frühe der deutsche Offizier, der seinen Apparat für drahtlose Telegraphie einrichten will. Wozu protestieren? Was würde nichts helfen und nur Schwierigkeiten machen, überlegt der Franzose. Kurz darauf kommt mit zwei Ordnungsoffizieren der kommandierende deutsche General (Mourey erzählt später, daß es General von Klud gewesen wäre) zum Besuch des Schlosses.

Der Franzose schildert die elegante und zwanglose Haltung, die hochgewachsene aufrechte Erscheinung, die außerordentliche Einfachheit der Uniform, kurz das gar nicht Barbarische dieses Generals, der sich sehr höflich mit einer Entschuldigung, daß er so früh störe, einführt, und sich nach allen Einzelheiten der Geschichte des Schlosses, nach seinem Erbauer usw. erkundigt. Der Besuch des Schlosses beginnt, wobei Mourey die nötigen Auskünfte gibt. Man gelangt in den Saal, von dessen Wänden die berühmten Tapiserien entfernt sind. „Aber sagen Sie mir, Herr Konservator“, sagt der General, „wie kommt es, daß alle Wände ihres Schlosses so entblößt sind? Besaßen Sie nicht eine berühmte Sammlung von Gobelinwebereien?“ „Allerdings, Erzellenz, aber der Unterstaatssekretär der Künste hat mir den Befehl gegeben, sie wegzubringen zu lassen.“ „Und wo sind sie jetzt?“ „Ich weiß es nicht, sie sind nach Paris . . . oder anderswohin geschafft.“ Da kamen von seinen Lippen, mit einem perlenden Lächeln, in dem etwas Ironie, Bitterkeit und vielleicht ein wenig Melancholie ist, die Worte: „Ach, ja . . . die Barbaren! . . .“ Ich habe nichts gesagt, ich tat, als hätte ich nicht gehört. Aber es würgte schrecklich in meiner Kehle. Warum kann ich nicht schreien: „Oh, ja, Barbaren!“ . . . Und nun — schreibt Gabriel Mourey alle die schrecklichen Dinge im „Temps“, die er damals dem deutschen General gern gesagt hätte! Der deutsche General sieht sich das Bett Napoleons an und staunt über seine kolossalen Dimensionen, und er nimmt mit steigendem Interesse von all den historisch und künstlerisch bemerkenswerten Schätzen des Schlosses Kenntnis. „Ja, sehr schön, sehr schön, prächtig!“ erklärt er, und als der Konservator die Bitte daran knüpft, daß diese Kunstschätze geschont werden mögen, erhält er zum Schluß, als der General sich verabschiedet, den Bescheid: „Ich habe Ihnen zu danken, und tue das aufrichtig, Herr Konservator, für Ihre große Gefälligkeit. Sie können versichert sein, daß diesem schönen Schloß und auch den Schätzen, die es enthält, nichts geschehen wird.“ Als Mourey später unter Berufung auf das Wort des Generals sich bei dem deutschen Generalstab melden läßt und einem Offizier seine Bitte um Ausstellung einer schriftlichen Bestätigung vorträgt, sagte ihm dieser: „Ja, ich weiß, Erzellenz hat mir davon gesprochen. Wir haben den festen und aufrichtigen Wunsch, das Schloß von Compiègne zu schützen und zu erhalten. Ich werde es Ihnen beweisen.“ Und der Offizier, dessen Physiognomie „in seiner Feinheit und Energie, in seiner Intelligenz und seinem Willen fast nicht unsympathisch wäre“, wenn er nicht eben wäre, was er ist, schreibt einen Befehl, den er Mourey zeigt und übersetzt: „Compiègne, 2. September 1914. Es ist ausdrücklich verboten, in den Nationalpalast einzudringen und ihn zu besuchen. Er enthält Kunstgegenstände, die unter keinen Umständen berührt oder noch weniger entfernt werden dürfen. Der Konservator des Palastes hat das Recht, für jede Übertretung dieses Verbotes Bestrafung im Großen Hauptquartier zu fordern. Den

Kommandant: General von der Marwitz.“ „Das ist wirklich mehr, als ich hoffte“, fügte Mourey hinzu, und er hat wohl recht: ob wohl ein französischer General unter den gleichen Umständen ebenso gehandelt haben würde? Ein Blick in die Geschichte gibt die Antwort.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Tragweite der Waffen. Wie tiefgreifend die Umwälzung in der modernen Kriegführung gewesen ist, die durch die ständig erhöhte Tragweite der modernen Feuerwaffen herbeigeführt wurde, das zeigen die Schilderungen, die jetzt von Mitkämpfern in West und Ost eintreffen. Merkwürdig ist dabei, daß der Fortschritt auf diesem Gebiete kaum älter ist als ein halbes Jahrhundert. Bis vor 50 Jahren hatte das Gewehr des Soldaten keine höhere Tragweite als 250 Meter, und auf dieser Stufe war es über 200 Jahre, von 1640 bis 1857 stehen geblieben! Das bedeutet, daß die Kriege Ludwigs XIV., die Kämpfe der Revolutionszeit wie die Napoleons und auch noch der Krimkrieg mit Gewehren ausgefochten wurden, die in einer Entfernung über 250 Meter ihre Wirkungskraft verloren. Es war im Jahre 1837, als das glatte Gewehrohr durch das gezogene ersetzt wurde, und hierdurch schnellte die Tragweite sofort auf 600 Meter hinauf. Dieses Ergebnis erschien damals der ganzen Welt als ein Wunder, aber schon im Jahre 1866 erfand ein französischer Hauptmann, Chassepot, ein Gewehr von einem Kaliber von 15 Millimeter, das 1200 Meter weit trug — eine Leistung, an die 10 Jahre früher kaum jemand zu denken gewagt hätte. Diese Chassepot-Gewehre wurden, wie in einem Aufsatz des „Corriere della Sera“ hervorgehoben wird, am 4. November 1867 von den Franzosen, die zur Besetzung Roms und zum Widerstand gegen den Zug Garibaldis entsandt waren, in der Wirklichkeit erprobt, und es wurde danach sofort von dem französischen Heer eingeführt; aber im Jahre 1870/71 erwies es sich dem preussischen unterlegen. Das Chassepot-Gewehr wog 4 Kilogramm und 300 Gramm; das Gras-Gewehr, das 1874 eingeführt wurde, hatte ein Gewicht von 4 Kilogramm und 200 Gramm und eine Tragweite von 1800 Meter. In 15 Jahren war also die Tragweite der Gewehre um 1550 Meter gesteigert, nachdem sie 217 Jahre sich auf derselben Stufe erhalten hatte. Zu gleicher Zeit machten auch die Gewehre, die von den Österreichern, Preußen und Italienern eingeführt wurden, Fortschritte. Die Repetiergewehre kamen auf, die 16 Schüsse in der Minute feuerten und 3000 Meter weit trugen. Heute haben die Gewehre ein geringeres Gewicht, sind leicht zu handhaben und tragen 4000 Meter weit, mit einer Geschwindigkeit von 800 Meter in der Sekunde. Auch die Revolver, die 1850 erfunden wurden, haben eine verbesserte Tragweite, die sich von 80 auf 100 dann auf 200 und schließlich auf 1000 Meter erhöhte. Diesen Leistungen gegenüber mag daran erinnert werden, mit welchen Kampfmitteln sich die Alten begnügen mußten. Der Wurfspeer trug 25 Meter weit, die Schleuder 80 Meter und die Schleuderer der Galeeren waren berühmt, weil sie den Stein 100 Meter weit schleudern konnten. Der Bogen, der bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts gebraucht wurde, trug 80 bis 100 Meter weit, die Armbrust mit Stahlbügel 100 bis 110 Meter, das alte Feuerrohr, das auf eine Gabel gestützt wurde, kam nicht über 150 Meter, die Muskete bis 180 Meter, und dann wurde das Gewehr eingeführt, mit dessen 250 Meter Tragweite die Welt sich so lange begnügt hat.

Die merkwürdige Erziehung Viktor Emanuels III. In den politischen Erörterungen und diplomatischen Veröffentlichungen über den Treubruch Italiens ist die Gestalt König Viktor Emanuels III. immer mehr in den Vordergrund getreten, und die Frage wird lebhaft besprochen, welche Rolle er in der Entwicklung der Ereignisse gespielt hat. Das Charakterbild des Königs ist in sehr verschiedener Beleuchtung geschildert worden; einen Schlüssel dazu können vielleicht die in Rom erschienenen Aufzeichnungen des Parlamentariers Luigi Morandi, eines der Lehrer des Königs, bilden, denn sie lassen eine merkwürdige und verworrene Erziehung verfolgen, die einen Herrscher von solcher Charakterstärke schuf und zugleich seinen politischen Neigungen eine bestimmende Richtung gab. Der pädagogisch recht ansehnliche Grundhaushalt dieser

gleichung war formuliert: „Von etwas alles und von allem etwas zu wissen.“ Die Verwirklichung des ersten Teiles dieses Programms — das auch die „gehobenen“ Schulen Italiens beherrscht und die jetzt so lauten „Intellektuellen“, d. h. Halbgebildeten, züchtet — bestand in der „Verbreitung“ des Prinzen, wie Klopstock gesagt hätte. Seine Erzieherin war eine Engländerin; englisch zum großen Teil seine reichhaltige Kinderbibliothek, englisch ward er gelehrt, seine Bücher zu katalogisieren, seine Rechnungen zu führen, mit seiner Mutter zu sprechen, und kein Geringerer als der gelehrte William Bligh führte ihn in die englische Literatur ein. So ward der sardinische Königssohn ein guter Engländer. Und noch in anderer Hinsicht bewährte sich bei ihm das Dichtervort: „Des Knaben Wille ist wie des Kindes Wille, aber die Gedanken der Jugend sind lange, lange Gedanken.“ Morandi hielt es für angebracht, mit dem Zwölfjährigen Silvio Pellico „Meine Gefängnisse“ zu lesen. „Bei der Geschichte von dem armen Wein des Maroneelli“ — eines Dichter- und Lebensgefährten Pellicos, der mit ihm in den Kerker des Spießberges bei Brunn sah und erst nach monatelangen Qualen und Verhandlungen sein krankes Bein amputiert bekam — kamen ihm die Tränen in die Augen, und er brach in einen Ruf der Entzückung aus, der mich nötigte, ihn an unsere gegenwärtigen guten Beziehungen zu Oesterreich zu erinnern.“ So erzählt der sonderbare Lehrer und notiert behaglich weiter, wie der erste Ball, an dem der Prinz teilnahm, bei dem österreichischen Hofschaffner Baron v. Brud im Februar 1888 stattfand, und wie ihn sein Bögling bogliedwünscht habe, daß er „zulezt gekommen und zuerst weggegangen wäre.“ Die Mutter des Prinzen mißte sich oft eigenartig in die Erziehung, wofür nur ein Beispiel. Als der königliche Vater einmal mit dem Unterzeichnen von Dekreten sehr beschäftigt war und deshalb der Beginn der Frühstückstunde sich hinauf, bekam der Prinz gut menschlich Hunger. Auf seine Klage nahm die Königin Dantes „Göttliche Komödie“, schlug den Gesang vom Hungertod des Grafen Ugolino auf und sagte zu ihm: „Lies das hier, und der Hunger wird vorübergehen.“ Wohl hatte der Prinz in dem Obersten Ofiz einen strengen und einsichtigen Gouverneur, der einmal den geschmeidigen Morandi echt soldatisch derb anfuhr: „Vergessen Sie nicht, daß der Sohn eines Königs gleich dem Sohne des Schusters, wenn er ein Esel ist, eben ein Esel ist!“ Aber er drang nicht durch. Der Prinz bekam die merkwürdigsten Aufsathehemata. Der Elfjährige sollte bearbeiten: „Brief eines Jungen an seine Mutter, um sie zu überzeugen, daß sie ihm nicht verbieten darf, sich im Turnen, Reiten und Schwimmen zu üben“; ein andermal mußte er eine Erzählung liefern über „Seltsames oder Kurioses oder gefährliches oder heiteres Mißverständnis“, — leider berichtet sein Lehrer Morandi, der diese „geistvolle“ Spitzfindigkeit eronnen, nicht, wie der Bögling sich mit der Sache abfand. An Selbstzucht wurde er nie gewöhnt, er konnte stets den Launen seines Willens folgen, was manchmal seine Umgebung in recht gefährliche Situationen brachte. So durfte er mit Dynamit (!) experimentieren, wobei er am 1. Mai 1888 eine Verwundung davontrug, die weniger leicht war, als damals gesagt wurde, und wobei einige Anwesende schwer verletzt wurden. In solchem merkwürdigen Sinne war die ganze Erziehung gehalten, die begreiflicherweise keine charaktervolle Persönlichkeit auf dem Königssthrone schaffen konnte.

Ein Anzeigenkrieg gegen den amerikanischen Waffenhandel. Ein neuer Weg, der zur Einstellung des amerikanischen Waffenhandels nach Europa führen sollte, wurde nach einer Mitteilung des „Literary Digest“ vor einigen Wochen beschritten, indem in mehr als 200 führenden Zeitungen des Landes gleichzeitig ein die ganze Seite bedeckender Aufruf an das amerikanische Volk gerichtet wurde, kein Pulver, Schrapnells oder Geschosse irgendwelcher Art an eine der kriegsführenden Nationen in Europa oder Japan zu verkaufen oder zu verschicken. Diese Anzeige wurde von den Verlegern und Herausgebern von 481 fremdsprachigen Zeitungen in den Vereinigten Staaten unterzeichnet und enthielt die Feststellung, daß die Kosten durch kleine freiwillige Beiträge der Angehörigen dieser Völker aufgebracht wären. Der Aufruf selbst lautet folgendermaßen: „Nachdem wir Hunderttausende von Briefen, Telegrammen und Mitteilungen verschiedensten Ursprungs empfangen haben, die bewegende Anforderungen, Bitten und Gesuche unserer Mutterländer enthalten, haben wir, die unterzeichneten Verleger und Heraus-

geber, beschloffen, diesen Aufruf im Namen unserer Leser dem amerikanischen Volke zu unterbreiten. Die Leser unserer Zeitungen sind fast ohne Ausnahme durch diesen schrecklichen Konflikt der europäischen Völker hart betroffen. Ihre Brüder, Schwestern, Eltern, Kinder oder Verwandte leben in den vom Kriege heimgesuchten Ländern. Wir bitten das amerikanische Volk, die hochherzige und mutige amerikanische Presse und die amerikanischen Waffenfabrikanten, wir bitten die Arbeiter in den Betrieben, in denen Munition für die kriegsführenden Länder hergestellt wird, sofort aufzuhören, Pulver, Schrapnells und Patronen herzustellen, die dazu bestimmt sind, unsere Brüder zu vernichten, unsere Schwestern und Mütter zu Witwen und ihre Kinder zu Waisen zu machen und die unschätzbaren Besitzungen, die unsere Vorfahren begründeten, für immer zu zerstören. Wir wenden uns besonders an die amerikanischen Fabrikanten und ihre Arbeiter, die die Waffen machen, mit der Herstellung von Pulver und Kugeln aufzuhören, die für den grausamen und unmenslichen Zweck der Verstümmelung und Vernichtung hergestellt werden. Wir bitten die Arbeiter solcher Betriebe inständigst, selbst ihre Stellungen zu opfern, und sich vereint dagegen zu wehren, für den Zweck von Waffenfabrikation zu arbeiten, die die Körper zerschmettern und das Leben ihrer eigenen Blutsverwandten vernichten!“ Mehr als zwanzig Nationen sind unter den Unterzeichnern des Aufrufs vertreten: 66 Italiener, 44 Polen, 37 Beläer, 30 Schweden, 25 Ungarn, 16 Holländer, 11 Finnen, 11 Norweger, 11 Jiddisch, 10 Spanier, 9 Slowaken, 6 Litauer, 9 Böhmen, 8 Ruthenen, 7 Russen, 6 Griechen, 5 Araber, 5 Slowenen, 4 Syrier, 4 Kroaten, 3 Serben, 3 Rumänen, 2 Portugiesen, 4 Chinesen, 2 Flamen, 2 Dänen, 2 Bulgaren, 1 Spanisch-Gebräuer, 1 Japaner und 1 Lette. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, obwohl die Namen von Deutschen auf der Liste fehlen, während verschiedene Franzosen, Russen, Serben und sogar ein Japaner unterzeichnet haben, daß in New Yorker Zeitungen die Nachricht verbreitet wurde, dieser Aufruf wäre eine versteckte deutsche Propaganda und rühre von einem Deutschen in New York her. Diese Behauptung wird jedoch entschieden bestritten. Der Präsident der Amerikanischen Vereinigung fremdsprachiger Zeitungen, Louis R. Hammerling, erklärte darüber in der New Yorker „Sun“: „Keine fremde Regierung hat mit der Angelegenheit zu tun. Das Geld wurde von den Mitgliedern der Vereinigung aufgebracht; aber ich fügte für die Bezahlungen und war bereit, jeden Cent der Kosten dieser Anzeigen zu bezahlen. Es ist richtig, daß ich in Oesterreich geboren bin, aber die Stadt, in der ich lebte, ist vollkommen zerstört. Ich habe keine Verwandten im Kriege. Ich sorge mich nur um Amerika. Es gibt keinen deutschen Einfluß in unserer Vereinigung. Sie ist in jedem Sinne des Wortes neutral.“ Von der „New York World“ befragt, sagte Herr Hammerling, daß ihn der Aufruf mehr als 100 000 Dollar gekostet habe, und er bereit sei, sein ganzes Vermögen von mehreren Millionen Dollar herzugeben, wenn man ihm nachweisen würde, daß auch nur ein Cent deutsches Geld dahinter stehe.

Der Beruf und Zweck der Kriegsmusiker. Aus dem Feldpostbrief eines Kriegsmusikers: „Unsere Wirksamkeit als aufmunternde Musiker hat sich von Zeit zu Zeit sehr reich gestaltet. Wenn jedesmal die Bataillone hinaus an die Front abrücken, dann begleiten wir sie mit unseren Marschmärgen, die dröhnend und schmetternd das feindliche Land durchzittern. Durch die Dörfer hindurch ziehen wir jedes Mal mit und überall, wo wir erscheinen, gibt's Aufbruch und lachende Gesichter. Wie ober mögen die Landsleute unserer Feinde denken, die uns so jubelnd dem Gegner entgegenziehen sehen? Der Mut mag nicht gerade steigen! Und das ist unsere Pflicht: dem Ausland zeigen, daß Deutschland unbeflegbar ist, mag da auch kommen, was wolle, mögen sich die Feinde (Italiener?) mehren! Das dem Ausland zu zeigen und zu bewahren, sind wir fähig, Gott sei Dank! Typisch ist doch, mit welchen Gefühlen der Deutsche seinem Feind entgegenzieht! Mit Musik und Trommelschlag und Pfeifenpiel, mit Gesang und heiterer Laune! Hast keine Angst. Mit solcher Gesinnung zieht nur ein Volk zum Kampf, das auch seines Sieges gewiß sein darf! Freilich, mit einer Welt von Feinden können wir dort heute bis morgen nicht fertig werden; aber fertig werden wir doch mit ihnen! Und bis dahin Geduld!“